



Lukrez:
Über die Natur der Dinge.
*Neu übersetzt und kommentiert
von Klaus Binder.
Mit einer Einführung von Stephen
Greenblatt.
Berlin: Galiani-Verlag 2014,
408 S., 39,99 €,
ISBN 978-3-86971-095-2*

„Bibel der Sinnlichkeit“, „Geniestreich“, „Skandaltext der europäischen Kulturgeschichte“, „funkelnde Neuübersetzung“ eines der „erstaunlichsten Werke der Antike“: Das alles und einiges mehr war zu lesen als Reaktion auf diese Veröffentlichung einer neuen Übersetzung der Schrift von Lukrez *De rerum natura – Über die Natur der Dinge*. Und wirklich: Dieser Text, ein römisches Lehrgedicht, ist in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich, ein umfassender materialistischer Blick auf Universum, Erde und menschliches Leben, aber ein solcher, der nicht blind ist für Sinn und Sinnlichkeit, für Geist und Seele, eine Art sensibler Materialismus.

Lukrez setzt ein mit einer Anrufung der Venus, Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit¹,

„Spenderin des Lebens, du bist es, die unter den ruhig gleitenden Zeichen des Himmels das schiffetragende Meer, das fruchttragende Land belebt. Dir verdankt alles Belebte Empfängnis, den ersten Blick auf der Sonne Licht“ (1.2-5)².

Und er endet mit einer schaurigen Beschreibung der in Athen grassierenden Pest, die bei diesem Autor ein schreckliches Naturgeschehen und keineswegs göttliche Strafe für vermeintliche Sünden ist,

„manchmal konnte man sehen, wie die Körper der Eltern leblos lagen über ihren leblosen Kindern, manchmal wie Kinder ihr Leben aushauchten auf den Leichen von Mutter und Vater“ (6.1255-1257).

Die kostbare Lust am Leben und seine Endlichkeit: Zwischen diesen beiden Polen changiert das philosophische Poem, das durch gedankliche Tiefe und poetische Kraft überzeugt, am besten zur Geltung kommt es beim lauten Vorlesen.

Über das Leben des Römers Titus Lucretius Carus (wohl um 93-99 v.u.Z. bis 53-55 v.u.Z.) ist nichts Verlässliches bekannt. Dichter und Denker, die sich in Spätantike oder Mittelalter auf ihn beriefen, waren verfemt. Lukrez galt als „gottlos“. *Über die Natur der Dinge* war Jahrhunderte vergessen und wäre wohl verlorengegangen, hätte nicht der italienische Humanist Poggio Bracciolini 1417 eine Abschrift gefunden, im Zuge seiner Jagd auf verschollene Bücher in abgelegenen Klosterbibliotheken in der Schweiz und in Deutschland.³

¹ Dass von Lukrez, der die traditionellen mythischen Göttervorstellungen ablehnt und den Göttern keinerlei Einfluss auf das Leben der Menschen zubilligt, eine Göttin angerufen wird, mag durchaus verwundern. Im Kommentar wird eine allegorische Lesart vorgeschlagen: „Venus steht für das Leben der Natur, für die Zeugungskraft der Materie.“ (S. 250)

² Die erste Ziffer gibt nachfolgend immer das jeweilige Teilbuch in *Über die Natur der Dinge* (sechs insgesamt) an, die zweite die Zeilennummer in diesem Teilbuch.

³ Vgl. Stephen Greenblatt: *Die Wende – Wie die Renaissance begann*. München 2011.

Zu danken ist dem freien Übersetzer Klaus Binder, der es in mehrjähriger Arbeit in rhythmisierte Prosa übertragen und damit nun einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht hat. Der Berliner *Galiani-Verlag* hat es in einer sehr schönen Ausgabe herausgebracht, mit einer ausführlichen Übersicht zu Gliederung und Inhalt der sechs Teilbücher sowie einem reichhaltigen Kommentarteil von Binder (115 Seiten).

Über die Natur der Dinge ist ein „engagierter“, ein therapeutischer Text, antike Lebenshilfe mit einiger Relevanz für die Moderne. Lukrez geht es um die Befreiung der Menschen von einem doppelten Aberglauben, zum einen von der Angst, die Götter griffen ein in das menschliche Leben, zum anderen von der Angst vor einer jenseitigen Bestrafung angeblich unsterblicher Seelen. Dem setzt er zweierlei entgegen: Erstens eine Art „Ideologiekritik“, ausführlich die überlieferten Mythen der angsteinflößenden Unterwelt schildernd, um sodann ihre weltliche Herkunft zu zeigen, „sie sind aus dem Leben genommen“ (3.980).

Zweitens liegt eine Naturphilosophie vor: Lukrez beschreibt die Entstehung und den Aufbau der Welt aus Urelementen, das Werden und Vergehen der aus diesen Urelementen entstehenden Formen und Welten, er erklärt die Bewegungen der Himmelskörper, die Naturgewalten und die Entwicklung des kreatürlichen Lebens auf der Erde, alles ohne göttliches Wirken. Das Universum besteht für ihn aus sich immer wieder neu zusammensetzenden und trennenden Atomen und aus Leere. Zur bildhaften Illustration verweist er auf die sich beständig trennenden und verknüpfenden Stäubchen des Sonnenlichts,

„wenn die Sonne in einen dunklen Raum zu dringen vermag und ihr Licht in einzelnen Strahlen durch diesen sendet“ (2.114).

Diese Naturphilosophie ist untrennbar verbunden mit ethischen Erwägungen.⁴ Die richtige Auffassung der Natur ist für Lukrez die Grundlage für ein gutes menschliches Leben. Die Erkenntnis der Naturgesetze heilt die Seele. Die Schrecken und Ängste, die den menschlichen Geist gefangen halten, lassen sich überwinden durch den „Blick auf die Natur, auf ihre Erscheinung und inneres Gesetz“ (6.41-42). Denn dieser lehrt, dass die Angst vor dem Tod und vor den Göttern unnötig ist, und man sich stattdessen den Freuden und Herausforderungen des diesseitigen Lebens zuwenden kann.

⁴ Es ist erstaunlich, dass dieser zentrale Aspekt bei Greenblatt etwas unterbelichtet bleibt.

Aus heutiger Sicht ist zweierlei zu fragen. Zum einen, beruhigt und befreit uns der Blick auf die Natur, auf Endlichkeit und Sterblichkeit? Schon bei Lukrez selbst haben wir es ja keineswegs mit der Annahme einer idyllischen Natur zu tun. Gerade weil sie nicht von irgendwelchen Göttern für die Menschen gemacht worden ist, weil sie ein Zufallsprodukt ist und keinen vorliegenden Sinn hat, muss der Mensch sich in ihr zurechtfinden und vieles in ihr läuft gegen ihn: unwirtliche Gebiete, die Notwendigkeit der Arbeit, Dürreperioden, Überschwemmungen, Fröste, Krankheiten und vorzeitiger Tod, die Hilfsbedürftigkeit des Säuglings und des Menschen überhaupt (5.200- 234).

Und zum zweiten: Sind im Grunde nicht viele von uns heute in Bezug auf diese beiden o.g. Ängste therapiert? Heute ist die Überzeugung, über das eigene Leben selbst bestimmen zu können, genauso verbreitet wie ein diffuser Glaube an „Schicksal“ und „Bestimmung“, der zudem nicht immer unbedingt verbunden ist mit einem Glauben an Götter; in der Regel ist er auch gar nicht angstbesetzt. Und unsere heutige Angst vor Tod und Sterben ist bei vielen doch auch eine ganz andere: Angst vor einem qualvollen Sterbevorgang oder Traurigkeit angesichts eines Endes *für immer*, des Abschieds von anderen und von geliebten Dingen *für immer*. Davon kann uns Lukrez nicht befreien und darum steht am Ende seines Gesangs auch die Pest.

„Der Tod geht uns nichts an“, heißt es bei Lukrez wie schon bei Epikur, seinem Meister. *Eben doch*, möchte man rufen. Nicht nur, dass wir heute darüber nachdenken müssen, welche Berge an Schulden und Atommüll, was für ein Ökosystem wir den nachfolgenden Generationen überlassen wollen, wir denken doch sowieso darüber nach, was mit denen, die nach uns bleiben, geschieht. Und geht nicht der Tod den Lebenden auch insofern etwas an, als viele die Tatsache der eigenen Endlichkeit nicht eben glücklich stimmt? Es ist dies eine philosophische Schwäche bei Epikur und Lukrez: Sie machen es sich mit dem Tod etwas zu leicht.

Andersherum aber ist *Über die Natur der Dinge* auch heute noch ein aktueller Text gegen religiöse Fundamentalisten jeglicher Couleur, die das diesseitige Leben vor dem Hintergrund eines jenseitigen organisieren wollen, dabei ein Paradies mit Jungfrauen oder alternativ Höllenqualen in Aussicht stellend. Und aktuell, ja vielleicht zeitlos, ist das Poem vor allem auch mit seinem leidenschaftlichen Plädoyer für ein lustvolles Leben.

Damit meint Lukrez beileibe keinen zügellosen Hedonismus (die typische Diffamierung seines Werks und auch schon des Epikureismus), sondern eine

nachdenklich-abwägende Ökonomie der Lüste, die z.B. den Genuss der einfachen Freuden und der Freundschaft demjenigen von Macht, Geld und Ruhm vorzieht: Lieber ein einfaches Essen im Kreis der Lieben statt ein pompöses Bankett mit Geschäftspartnern (2.20-40).

Von der Leibfeindlichkeit seiner vielen, nicht nur christlichen Verächter ist Lukrez weit entfernt. In dem so wunderschönen wie kuriosen Abschnitt über die Freuden und Leiden der Liebe (4.1030-1286) lesen wir von im Traume befleckten Nachtgewändern, vom Ausschleudern drängender Säfte, vom Beißen in die Lippen des Anderen, von irrendem Liebstaumel, schwärenden Wunden, versäumten Pflichten und schwingenden Hintern. Ein Ausleben des Leiblichen (in männlicher Perspektive), ohne doch zu vergessen, „den Geist in andere Richtung zu lenken“ (4.1064), wobei die von Lukrez vorgeschlagene Richtung nicht jedem und jeder gefallen dürfte.

In heutiger humanistischer Perspektive ist die Orientierung an der Lust zu ergänzen. Nicht jedes Leiden ist abzulehnen: Der Genuss der Aussicht auf dem Berggipfel ist nicht möglich ohne die Mühen des Aufstiegs. Der Genuss des Lebens wird oftmals gesteigert durch das Durchleben von Schwierigkeiten. Wenn Lukrez abrät von der Liebe, die „dir nur Sorge einträgt und dauernden Schmerz“ (4.1066), verkennt er dann nicht, dass es oftmals auch die gemeinsam durchlebten Widrigkeiten sind, die zum Genuss der Liebe dazugehören, ja ihn vielleicht sogar zu steigern vermögen?

Und was ist mit dem Leiden für den Anderen? Die eigene Lust wird gestört durch die Traurigkeit oder missliche Lages eines Anderen, aktuell versinnbildlicht in auf strandende Flüchtlinge treffende Urlauber. Eine solche Störbarkeit mag ärgerlich sein, aber besonnen betrachtet ist sie doch auch ein kleines und schönes Wunder. Mitleiden – ein Leiden durchaus mit Sinn, sofern es nicht unerwünschter Paternalismus oder selbstgefällige Sentimentalität ist. Was ist zu halten von den folgenden, berühmt gewordenen Versen von Lukrez?

„Angenehm ist es und beruhigend, wenn Winde über weitem Meer das Wasser aufwühlen, vom festen Land aus zuzusehen, wie ein anderer dort zu kämpfen hat...“ (2,1-20).

Meines Erachtens liegen hier die Grenzen einer Philosophie offen zu Tage, die sich nur an der *eigenen* Lust und der *eigenen* Schmerzfreiheit orientiert,

die – wie bei Epikur und Lukrez – für einen Rückzug aus den Wirren des Lebens plädiert, um so persönliche Seelenruhe (*ataraxia*) zu erlangen. Lust und Schmerz sind immer auch die Lust und der Schmerz des Anderen. Der Schiffbrüchige, selbst wenn dies nur eine Metapher für ein verfehltes Leben sein soll und man nicht unbedingt gleich die aktuellen Dramen im Mittelmeer einsetzen muss, erlebt gerade wenig Lust und einiges spricht dafür, sich nicht seelenberuhigt abzuwenden.

Der Schiffbrüchige dieses Verses ist oftmals metaphorisch gedeutet worden als ein Nicht-Epikureer, als jemand, der unklugerweise nicht nach Epikurs Philosophie lebt. Für Lukrez gibt es in der Tat nur eine „wahre Philosophie“ (1.52), wann immer er von dieser spricht, meint er Epikur. Gemeinsam ist ihnen, das sei noch ergänzt, auch der entspannte Umgang mit der Frage nach der Existenz von Göttern. Sie haben es beide gar nicht nötig, sich auf diese Frage einzulassen. Es mag sie geben oder auch nicht, mit dem menschlichen Leben haben sie nichts zu tun,

„stark aus eigener Kraft bedürfen sie unser nicht, lassen sich nicht rühren durch verdienstvolle Taten und werden auch von Zorn nicht bewegt“ (1,44-48).

Was für ein Akt der Befreiung vom Aberglauben! Wohlgermerkt: Nicht im Jahre 2015, sondern im 1. Jahrhundert v.u.Z.; deshalb auch die Rede vom „Skandaltext der europäischen Kulturgeschichte“.

Zu diesem begrüßenswerten Skandal trägt bei, dass der Text in einer hohen angesehenen Kunstform – der Versform der Hexameter – die für seine Zeit unglaublichsten, ketzerischsten Dinge sagt. Für Lukrez hat diese künstlerische Form einen ganz spezifischen Sinn, er verbindet damit eine poetische Intention, die wesentlich ist für sein inhaltliches Anliegen:

„Herb erscheint auch unsere Lehre allen, denen sie nicht im Ganzen entfaltet wurde, zurückschrecken lässt sie das Volk. Darum mein Wunsch, dir meine Gedanken in wohlklingendem Gesang nahezubringen, gleichsam versüßt mit dem Honig der Musen. So möge mir durch meine Verse gelingen, dich, deinen wachen Geist zu fesseln, bis du die Natur der Dinge im Ganzen erfasst hast und für dich selbst den Nutzen unserer Lehre spürst.“ (4, 19-24)

Die Schönheit der Poesie fungiert hier als Stärkungsmittel angesichts der für viele unfrohen, strikt materialistischen Botschaft. Vielleicht gibt es hier auch etwas zu lernen für den zeitgenössischen Humanismus. Wenngleich er keineswegs einer eigenständigen frohen Botschaft entbehrt, so hat er doch in so manchen, die Menschen umtreibenden existenziellen Fragen kein den Religionen gleichwertiges Konkurrenzangebot. Einerseits macht das nichts, es ist kein Makel, so ist es eben. Andererseits aber wäre diese Differenz sinnigerweise immer auch in spezifischen Formen zu kommunizieren: Kunst, Gesang, Humor, Ironie u.a.m.

Gleichwohl darf man *Über die Natur der Dinge* nicht einfach in die Schublade „Poesie“ stecken, denn solch wohlfeile Dichotomien wie Gefühl und Verstand oder Wissenschaft und Dichtung werden in diesem Werk gerade in Frage gestellt. Bei Lukrez sind Sinnlichkeit und Denken beide selbst Bewegungen der Natur. Wissen ist eine Wechselseitigkeit von Berühren und Berührt-werden (2.434). „Die Dinge sind es, die einander beleuchten.“ (1,117)

Denken ist ein „Stoffwechsel“ (Hartmut Böhme), eine materielle Bewegung in der Natur, nicht außerhalb von ihr. In der Subjekt-Objekt-Trennung hingegen ist die Natur bereits zurechtgemacht. Wir leben damit und können doch stets einen „kindlichen Blick“ (Binder) zurück riskieren. So wie wir den Sonnenuntergang genießen können, obgleich wir wissen, dass die Sonne gar nicht untergeht. Die Sinne sollten sich nicht immer nur im Zügel des Verstandes befinden.

Aus dieser Konzeption ergibt sich bei Lukrez die für eine materialistische Theorie der Welt erstaunliche Transzendenz in der Immanenz. Oder auch das Erhabene im Profanen: Der Himmel in der Pfütze:

„Dagegen eine Pfütze, die sich, nicht tiefer als ein Finger breit, zwischen Pflastersteinen auf einer Straße gesammelt hat. Und doch: Sie erlaubt uns den Blick hinab unter die Erde, einen Blick so tief, so weit wie die Kluft, die zwischen Erde und hohem Himmel gähnt; hinabzublicken meinst du auf die Wolken und den Himmel, und erkennst, voller Verwundern, unter der Erde Körper in einem Himmel geborgen.“ (4.414)

Wenn bei Lukrez die schöne Form der Verse mitentscheidend ist für seinen Inhalt, dann taucht die Frage auf, ob eine Übersetzung in Prosa, wie hier vorliegend, unangemessen ist. Zum Vergleich hier die soeben zitierte Passage in einer etablierten Übersetzung in Verse:

„Doch in der Wasserlache, die kaum in der Höhe des Fingers
Stehn bleibt zwischen den Steinen im Straßenpflaster, gewinnt man
Ebenso tief in die Erde hinab unermeßlichen Einblick,
Wie die unendliche Kluft von der Erde zum Himmel sich dehnet;
Wolken glaubst du darin und die Himmelskörper zu sehen,
unter der Erde versteckt wie in einem verzauberten Himmel.“⁵

Das Mindeste, was man sagen kann, ist, so meine ich, dass der neue Prosa-Text der deutschen Versform in Schönheit und Rhythmus in nichts nachsteht.

Wenn der Verlag in einer Pressemitteilung seine Publikation nicht gerade unbescheiden als eine „Bibel der Sinnlichkeit“ bezeichnet, dann ist das durchaus nachvollziehbar, weil dieser Text eine Vielzahl grundlegender natur- und menscheitsgeschichtlicher sowie existenzieller „Großfragen“ behandelt. Erstaunlich, wie oft der Text „modern“ und auf der Höhe unserer Zeit ist; zahlreiche spätere naturwissenschaftliche Einsichten nimmt er vorweg; aktuell für all diejenigen, in deren Leben Religion und Götter keine entscheidende Bedeutung haben. Natürlich ist der Text nicht immer auf dem Erkenntnisstand der heutigen Wissenschaft, aber selbst noch in diesen Passagen, die dem heutigen Leser merkwürdig oder kurios erscheinen mögen, ist Lukrez ein echtes Lesevergnügen.

Ralf Schöppner

⁵ Lukrez: Über die Natur der Dinge. Nach der Übersetzung von Herman Diels (1923), neu bearbeitet und modernisiert von Christian Reichenbach. Tübingen 2015, S. 101.